

### Dritter Abschnitt.

Ursachen des Revolutionskrieges. Dieser fällt für die Franzosen anfangs bedenklich aus. Das Manifest des Herzogs von Braunschweig. Der zehnte August. Robespierre, Danton, Marat, und ihre vornehmsten Gehülfen. Septembersgreuel.

Diesen Krieg veranlaßten die Emigrirten veranlaßte die Theilnahme, die sich fremde Mächte an Frankreichs Handelsummäßen. Das vornehmste Beyspiel der Auswanderung gaben Ludwigs XVI Brüder. Artois, der schon im Sommer 1789 auswanderte, und sich erst lange bey seinem Schwiegervater, dem Könige von Sardinien, zu Turin aufhielt, begab sich im Frühjahr 1791 nach Deutschland. Hierhin kam jetzt auch

sein älterer Bruder, der Graf von Provence. Zu Eitenheim, im Badenschen, stellte der Cardinal Rohan, unter dem ältern Mirabeau, ein kleines Heer auf. Zu Worms ließ sich der Prinz von Conde, nebst seinem Sohne, dem Duc de Bourbon, nieder. Nach Coblenz begaben sich die Prinzen, die von hier an alle Höfe Abgeordnete schickten, die die Wiederherstellung der ehemahligen Regierung, als eine Sache aller Höfe, vorstellten. Ludwig, der die traurigen Folgen der Entfernung und der Zurüstungen seiner Brüder voraus sah, ermahnte sie vergebens, nach Frankreich zurückzukommen. Sie forderten vielmehr, durch geheime Commissarien, jeden Mann von Ehre auf, sich zu ihren Fahnen zu begeben, und viele der würdigsten Männer verließen, obgleich ungern, ihr Vaterland. Der König schrieb (Aug. 1791) noch besonders an den Prinzen von Conde. Er schilderte ihm die Erbitterung, die die Entfernung der Prinzen, die ihre Zurüstungen, bey der Nation hervorbrachten. Die Prinzen wollten das mit den ernstlichsten Ermahnungen angefüllte Schreiben desselben nicht öffnen, weil er den Grafen von Provence

nicht Monsieur, und den Grafen von Artois nicht Bruder genannt hatte. Seine Vorstellungen, antworteten sie ihm, verdienten keine Rücksicht, weil er eben so wenig physisch als moralisch frey handeln dürfe.

Zu der hartnäckigen Weigerung der Prinzen, in ihr Vaterland zurückzukehren, trug die freundschaftliche Aufnahme, die sie in Deutschland fanden, trug die Aussicht, die jetzt herrschende Parthey in Frankreich durch Hülfe Oestreichs und Preussens zu überwältigen, sehr viel bey. Die freundschaftliche Aufnahme fanden die Prinzen am Hofe des Kurfürsten von Trier, zu Coblenz, wo sich bald ein Hofstaat, eine Garde um sie her versammelte, wo sich ein Gerichtshof bildete, durch welchen sie sogar die Einwohner von Coblenz und des umliegenden Bezirkes ihrer Gerichtbarkeit unterwarfen. Sie unterzeichneten eine ihren Lettres de Cachet immer offene Bastille. Sie legten Waffenplätze und Magazine an; sie bildeten aus den Emigrirten, die sich an sie angeschlossen, Compagnien, Bataillione. Anfangs lachte man in Paris über ihre Anstalten; man hielt sie kaum einer

Ach;

Achtung werth. Sie wurden aber bedeutender. Die Geringschätzung, die die Prinzen gegen die jetzige Regierung Frankreichs äußerten, wurde immer auffallender. Fremde Mächte ließen ihre Absicht, die Entwürfe der Prinzen zu unterstützen, immer deutlicher merken. Am 19. Sept. 1791 überreichte der an den rheinischen Kurhöfen accreditirte russische Minister, der Graf Romanzow, zu Coblenz, den französischen Prinzen ein Beglaubigungsschreiben, durch welches ihn seine Monarchin zu Unterhandlungen mit ihnen berechtigte. Auch wurde schon ein spanischer Gesandter zu Coblenz erwartet.

Die Höfe, die sich aber der Prinzen annahmen, waren vornehmlich Oestreich und Preussen. Schon im Sommer des vorigen Jahres (1791 Jul.) hatte Leopold, einer zu Mantua (20. May) getroffenen Verabredung zufolge, von Padua aus, durch ein Umlaufschreiben an die Höfe, die Sache des gefangenen Ludwigs XVI für eine Sache aller Souveraine erklärt. Schon im August dieses Jahres besprachen sich Leopold II und Friedrich Wilhelm II, zu Pillnitz, dem Lustschlosse des Kurfürsten von Sachsen, mit dem Grafen von Arz

Artots, mit welchem Leopold schon im May eine Zusammenkunft gehalten hatte. Auch Calonne und Bontille nahmen an dieser Unterredung einen bedeutenden Antheil. Leopold und Friedrich Wilhelm machten sich, in einer schriftlichen, doch so ziemlich nur in allgemeinen Ausdrücken abgefaßten Erklärung, gegen die Prinzen verbindlich, daß sie in dem Falle, wenn die zur Befreyung und Sicherheit Ludwigs XVI vorgeschlagene Vereinigung der europäischen Mächte zur Nichtigkeit kommen würde, gemeinschaftlich die zur Erreichung dieses Zieles nöthige Macht anwenden wollten. Diese Erklärung machten die Prinzen ihrem königlichen Bruder bekannt. Im Nahmen des Prinzen erschien auch (im Sept.) ein gedruckter, mit sehr heftigen Drohungen gegen die damaligen Machthaber Frankreichs angefüllter Brief, dem die pilsnitzer Declaration angehängt war. Ein zweytes gedrucktes Schreiben derselben (16. Nov.) erklärte geradezu die neue Constitution für das anmaßliche Werk einer Faction, das der König nicht hätte genehmigen sollen, und zu dessen Vernichtung sie alle Mittel anwenden würden.

Die

Die konstituierende Nationalversammlung hatte alles das, was sie mit fremden Mächten in Krieg verwickeln konnte, sorgfältig zu vermeiden gesucht. Sie würde, dieß war ihre Erklärung, nur zur Vertheidigung des Vaterlandes die Waffen ergreifen, und die französische Nation würde niemahls einen Eroberungskrieg führen. Eben diese Nationalversammlung verleibte aber doch (23. Sept.) um den französischen Staat zu arrondiren, mehrere deutschen Fürsten gehörende Länder, vornehmlich in Elsaß und Lothringen, den französischen Departementen ein. Schon durch Beschlüsse des Jahres 1789 (vom 4. Aug. imgleichen vom 2. und 4. Nov.) waren die Besitzungen verschiedener deutscher Reichsstände, als der drey geistlichen Kurfürsten, des deutschen Ordens, der Bischöfe von Straßburg, Speyer, Basel, der Herzoge von Zweybrücken und Württemberg, der Landgrafen von Hessendarmstadt, der Markgrafen von Baden, der Fürsten von Nassau, Leiningen und Löwenstein, der neuen Verfassung Frankreichs unterworfen worden, und die Vorstellungen der dadurch beeinträchtigten Fürsten waren vergeblich. Die Fürsten

sten

sten bathen hierauf den Kaiser und die Reichsversammlung um ihren Schutz. Leopold II ließ hierauf (1790 Dec.) an den König Ludwig ein Vorstellungsschreiben abgehen. Auf dieses erfolgte die Antwort, daß diese Sache nicht das ganze deutsche Reich, sondern nur einzelne Fürsten, interessire, und daß man keiner fremden Macht eine Einmischung in dieser Angelegenheit erlauben würde. Der Kaiser verlangte nunmehr (1791 im April) ein Reichsgutachten; die Reichsversammlung aber überließ es dem Kaiser, die nöthigen Maßregeln zu ergreifen. So wurde also das ganze deutsche Reich in die Angelegenheit einzelner Fürsten, gegen die sich die Nationalversammlung zur Entschädigung erboth, von dem Reichsoberhaupte hineingezogen. Diese Einmischung schien seit der königlichen Annahme der neuen Constitution vollends keinen Grund mehr zu haben. Diese bestimmte ja den Kaiser Leopold (12. Nov.) seine pillnitzer Erklärung zurückzunehmen. Die Note, worin er dieses den fremden Höfen anzeigte, enthielt die Aeußerung: daß die Gefahr nicht mehr dringend sey; daß man vielmehr gute Hoffnung habe,  
daß

daß die vorige Ordnung zurückkehren werde. Auf ähnliche Art erklärte er sich auch gegen die Prinzen, als sie ihn um seinen öffentlichen Schutz bathen. Doch Leopold und Kaunitz dachten, wie die Folge bewies, bey dieser Erklärung nicht aufrichtig.

Die Zurüstungen der Emigrirten wurden aber immer bedeutender. Alle Oerter längs dem Rhein waren mit ihnen angefüllt. Um eben diese Zeit (im Nov. 1791) hatten die Emigrirten schon 60,000 Mann, und 50 Kanonen, beyammen. Vieles Geld hatten sie zum Theil mitgebracht; zum Theil war es ihnen nachgeschickt worden. In weniger als zwey Monathen waren, durch die Niederlande, 80 Millionen Livres nach Deutschland gegangen. Dieß verursachte in Frankreich einen merklichen Geldmangel. Hierzu kam, daß die Prinzen sich feyerlich gegen die neue Constitution erklärten; daß sie die Annahme ihres Bruders eben so feyerlich mißbilligten; daß sie ihr Vorhaben, alles wieder in den vorigen Stand zu versetzen, geradezu erklärten. Die Erbitterung, und der Argwohn der damaligen Mächthaber Frankreichs erstieg



Krieg daher die höchste Stufe. Sie veranlaßte die harten Beschlüsse gegen die Emigrirten, denen die Nationalversammlung erst (13. Sept. 1791) eine uneingeschränkte Erlaubniß der Auswanderung ertheilt hatte; sie veranlaßte die Vorstellungen des französischen Gesandten zu Wien. Der Kaiser, so lauteten einige derselben, möchte gegen die Streifereyen des mirabeauschen Corps an der französischen Gränze die nöthigen Vorkehrungen treffen; er möchte den Kurfürsten von Maynz und Trier die Versammlung von Emigrirten in ihrem Gebieth untersagen. Ein besondres in sehr ernsthaftem Tone abgefaßtes Schreiben des Königs erhielt (im Nov.) der Kurfürst von Trier. Dieser scheute sich nicht, in seiner Antwort an den König, geradezu zu sagen, daß derselbe, als er jenes Schreiben unterzeichnet habe, nicht frey gewesen sey. Auch erklärte er noch späterhin gegen den französischen Gesandten, daß er den französischen Ausgewanderten, so lange ihre Unternehmungen mit den Gesetzen einer guten Nachbarschaft nicht im Widerspruche ständen, auch in Zukunft seinen Schutz würde angebethen lassen. So troste gleich;

gleichsam ein Kurfürst von Trier der mächtigsten französischen Nation. Aber Kaunitz antwortete (21. Dec.) auf die Note des französischen Gesandten: der Kaiser sehe sich aus mehreren Ursachen genöthigt, dem Kurfürsten von Trier, im Falle eines Angriffes, oder einer Drohung, die wirksamste Hülfe zu leisten.

Die damalige französische Nationalversammlung empfing diese Antworten und Erklärungen mit einer Mäßigung, die man kaum erwartete. Als ihr Ansuchen wegen der Entfernung der Emigrirten von den Gränzen so fruchtlos war, daß man demselben sogar Drohungen entgegensezte; als man die Absicht, die Vernichtung der neuen Constitution durch eine Verbindung mehrerer Mächte zu bewirken, deutlich merken ließ, da konnte das bloße Verboth der Zusammenrottungen der Emigrirten nicht mehr Sicherheit gewähren; da verlangte man bestimmt, daß die vereinigten Mächte entweder ihrem gegen Frankreich gerichteten Bunde entsagen, oder über die Beschaffenheit desselben, sich deutlich erklären möchten. Ei-

ne Erklärung des Kurfürsten von Trier (1792 Jan.) worin er die Entfernung der Emigrirten versprach, kam nun zu spät. Sie erfolgte vielleicht deswegen, weil die Erbitterung der französischen Machthaber nun so hoch gestiegen war, daß man den geringen Eindruck, den sie machen würde, schon voraussehen konnte. Als daher die Nationalversammlung sich über die kaiserliche Note vom 21. December 1791 berathschlugte, behauptete Brissot mit glühender Beredsamkeit, und mit heftigen Ausfällen gegen den Kaiser, daß ihm, sobald bis zum 10ten Februar seine Aufgebung der Verbindung gegen Frankreich nicht erfolgt wäre, der Krieg angekündigt werden müsse. Sein Vorschlag fand bey den feurigen Jacobinern so großen Beyfall, daß, durch sie geleitet, die Nationalversammlung (am 25ten Januar) den Schluß faßte: der König sollte dem Kaiser zu wissen thun, er könnte in Zukunft blos im Nahmen der Nation, und blos nach dem Umfange der ihm von der Constitution verlichenen Gewalt, mit fremden Mächten unterhandeln; er sollte von dem Kaiser eine bestimmte Erklärung verlangen, ob er das  
 freunde

freundschaftliche Einverständnis mit der französischen Nation fortsetzen, und daher der Verbindung gegen dieselbe entsagen wolle? Diese Erklärung müsse vor dem 4ten März erfolgen. Keine oder eine unbestimmte Antwort würde sogleich für eine Kriegserklärung gelten. Ludwig, und seine Minister, die den Ausbruch des Krieges, so sehr es in ihren Kräften stand, zu verhindern suchten, versagten diesem Beschlusse die königliche Genehmigung. Frankreich sollte, wie man wünschte, nicht der herausfordernde Theil seyn. Aber leider geschah von beyden Theilen alles, um den unseligen Krieg unvermeidlich zu machen; leider ließen sich die deutschen Fürsten zu sehr auf die Seite der Emigrirten hinziehen.

Aus der von Kaunitz im December ertheilten Antwort ergab sich schon ganz deutlich, daß Leopold gar nicht die Absicht hatte, der Bewaffnung der Emigrirten an der französischen Gränze Hindernisse entgegen zu setzen; daß er sich vielmehr der Reichsfürsten, die sie begünstigten, kraftvoll annahmen wollte. Allerdings konnte es manchem, der die  
frans

französische Nation, der den mächtigen Einfluß ihrer damaligen Häupter, nicht kenntlichvoll, nicht unpartheyisch genug beurtheilte, keine sehr schwere Unternehmung scheitern, die herrschende Parthey glücklich zu bekämpfen, und dem Könige wieder zum Besitze seiner vorigen Macht zu verhelfen. Dieß konnte, wenn man den jetzigen Gang der Revolution bloß als ein Werk der jacobinischen Faction betrachtete, für eine nothwendige, allen europäischen Monarchen die nöthige Sicherheit verleihende Unternehmung angesehen werden. Dieß war die Ansicht des östreichischen Leopolds und des preussischen Friedrich Wilhelms, als sie (17. Febr. 1792) zu Berlin eine Verbindung schlossen, die, nebst gegenseitiger Hülfe, vorzüglich die Behauptung der deutschen Reichsverfassung (und also auch den Schutz der deutschen Reichsstände gegen fremde Anfechtungen) zum Zwecke hatte. Dieß war die Ansicht, die bey der von der französischen Regierung verlangten Erklärung der kaunigischen Note vom 21. Dec. des vorigen Jahres zum Grunde lag. Die Vereintigung der europäischen Mächte, hieß es in derselben, würde  
 bloß

blos in dem Falle, wenn die Freyheit, die Ehre, die Sicherheit des Königs Ludwig sich in Gefahr befände, stattfinden. Eine ähnliche Erklärung erfolgte (28. Febr.) von Seiten Preussens. Indessen wurden die Angelegenheiten der deutschen Fürsten, deren Besetzungen eingezogen worden waren, ernstlich betrieben, und die Nationalversammlung erklärte sich auch geneigt, sie auf eine Art, die mit der Constitution nicht im Widerspruche stände, zu entschädigen.

In dieser Lage befand sich die große Sache des Krieges, als Leopold II. unermuthet (1. März 1792) sein Leben, und seine kurze Kaiserregierung, beschloß. Deutschland, und die österreichische Monarchie, hatten sich von der Regierung des vortrefflichen Beherrschers von Toscana sehr viel versprochen; aber sie dauerte eine zu kurze Zeit, um den schönen Erwartungen entsprechen zu können. Von Natur weit weniger rasch und feurig, als Joseph II., desto reicher aber an kluger Mäßigung, hatte Leopold seines Bruders oft zu wenig überdachte Umänderungen nicht weiter fortgesetzt, hatte

er

er vielmehr in manchem Punkte eine kluge Nachgiebigkeit bewies. Als Staatsmann besaß er eine musterhafte Offenheit, und wenn er sich von dem Benehmen seiner Beamten und Diener geheime Anzeigen machen ließ, so that er es in der edlen Absicht, den ungerechten Handlungen, die sie begehen könnten, zu rechter Zeit vorzubeugen.

Leopold II hinterließ eine zahlreiche Familie. Seinem zweyten Sohne Ferdinand (geb. 1769) wurde das Großherzogthum Toscana zu Theil. Der dritte, Karl (geb. 1771) hat sich in der Geschichte des folgenden Krieges ein ruhmvolles Andenken gestiftet. Der älteste, Franz II (geb. 12. Febr. 1768) übernahm, als Nachfolger seines Vaters, die Regierung der östreichischen Monarchie, und ihm fiel das traurige Loos, den Krieg mit Frankreich nicht vermeiden zu können. Als er den französischen Prinzen den Tod seines Vaters meldete, fügte er die Versicherung hinzu, daß er dessen Grundsätze und Maßregeln unverändert befolgen würde. Indessen hatte Ludwig XVI, an Leopolds Todestage, seinem Minister zu Wien den Auftrag gegeben

gegeben, bey dem Fürsten Kaunitz feyerlich darauf anzutragen, daß der Kaiser der schon zu lange dauernden Ungewißheit ein Ende machen, daß er sein mit fremden Mächten gegen Frankreich geschlossenes Bündniß aufheben möchte. Der König würde, sobald der Kaiser seine Kriegsrüstungen in den Niederlanden und im Breisgau einstellte, die französischen Truppen von den Gränzen gleichfalls zurückziehen. Das, was jetzt Kaunitz dem französischen Gesandten antwortete, hatte offenbar die Erhaltung des Friedens nicht zur Absicht. Auf die letzte Erklärung des verstorbenen Kaisers sich beziehend, behauptete er, daß die geringen Vertheidigungsanstalten desselben mit den feindlichen Maßregeln Frankreichs gar nicht in Vergleichung gebracht werden könnten; was aber diejenigen beträfe, die der verstorbene Kaiser, zur Sicherheit und Ruhe seiner eignen Staaten, und zur Dämpfung des Empörungsgewisses, den das Veyispiel Frankreichs, und die sträflichen Unternehmungen der Jacobinerparthey, in den belgischen Provinzen, ferner zu unterhalten suchten, würde er sich von niemand Gesetze vorschreiben lassen. — In Rücksicht

Galletti Weltg. 2or Th. R des



des Einverständnisses mit den angesehensten Mächten von Europa, könne (der österreichische Monarch) den Meynungen und gemeinschaftlichen Beschlüssen derselben nicht vor der Zeit Eintrag thun, überhaupt glaube er nicht, daß diese Mächte es für zuträglich und möglich halten würden, ihr Einverständnis eher aufzuheben, bevor Frankreich die wichtigen und gerechten Beweggründe, die sie zu diesem Einverständnisse aufgefordert hätten, nicht entfernte. Sein Monarch glaube von einer, durch ihren sanften Charakter, und ihre vernünftige Denkart ausgezeichneten Nation, es erwarten zu können, daß sie ungesäumt aufhören werde, ihr Ansehen ihre Unabhängigkeit, und ihre Ruhe, einer blutdürstigen, wüthenden Parthey preiszugeben; wenigstens hoffe der Kaiser, daß der bessere Theil der Nation in dem Einverständnisse der Mächte, dessen Absicht sein Zutrauen so sehr verdiene, der für ganz Europa eine der wichtigsten Angelegenheiten sey, eine trostreiche Aussicht zur Unterstützung finden werde.

Die Sprache dieser Erklärung war deutlich genug; noch deutlicher waren aber die  
dar

darauf folgenden Schriften und Unterhandlungen. In einer von Kaunitz und dem französischen Gesandten (am 5. April) gehaltenen Unterredung, bestand jener 1) auf der Entschädigung, oder vielmehr vollkommene Wiedereinsetzung der deutschen Reichsfürsten, deren Gebieth die Nationalversammlung eingezogen hatte; 2) auf der Zurückgabe von Avignon, und 3) auf der Abänderung der neuen Regierungsverfassung zum Vortheile des Königs. Diesen Forderungen war die Drohung, daß man die Befriedigung derselben allenfalls durch gewaltsame Mittel erzwingen würde, ohne alle Zurückhaltung angehängt.

Diese Aeußerungen des Fürsten von Kaunitz waren einem großen Theil der Nationalversammlung eben so willkommen, als den Prinzen, und den übrigen Emigrirten. Diese erwarteten von dem wirklichen Ausbruche des Krieges das Ende ihrer zweydeutigen Lage, und die Wiederherstellung der vorigen Verfassung. Die jacobinischen Mitglieder der Nationalversammlung schmeichelten sich dagegen mit der Hoffnung, wäh-

rend des außerordentlichen Zustandes des Krieges, alle ehemahlige Ordnung der Dinge völlig vernichtet zu sehen. Ludwigs XVI Ministerium, das damahls gerade verändert worden war, bestand aus lauter im Jacobinerclub sehr angesehenen Girondisten, die den Ausbruch des Krieges wünschten. Diesen wünschte besonders Dumourier, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Dieser in der Revolutionsgeschichte so hervorstechende Mann ist (geb. 1738) der Sohn eines ehemahligen königlichen Commissärs zu Cambrai. Nachdem er in der Artillerieschule ausgezeichnete Fortschritte gemacht hatte, diente er im siebenjährigen Kriege als Flügeladjutant des Marschalls Contades. Nach Endigung desselben, als Capitain auf halben Sold gesetzt, gieng er (1765) um eine vortheilhaftere Anstellung zu finden, nach Spanien und Portugal. Diese Reise setzte ihn in den Stand, dem Publicum eine vorzüglich gut geradene Beschreibung des portugiesischen Staates zu liefern, und dieses Werk zog die Aufmerksamkeit des Ministers Choiseul so sehr auf ihn hin, daß er ihn (1767) zu einer geheimen Gesandtschaft nach Polen bestimmte.

stimmte. Doch Choiseul scheint mit der Art, mit welcher sich Dumourter bey seinem Auftrage benahm, sehr unzufrieden gewesen zu seyn. Dumourter wurde, aus Polen zurückkehrend, auf Ansuchen des französischen Hofes zu Hamburg verhaftet, und in die Bastille gesetzt. Im folgenden Jahre tritt er aber wieder als Generalquartiermeister, bey der Armee des Generals Marboeuf, in Corsica, auf. Wegen seiner vorzüglichen Kenntnisse im Ingenieurwesen, ernannte ihn der Seceminister zum Platzmajor in Cherbourg. Hier blieb er bis zur ersten Versammlung der Notablen. Er machte hierauf zu Paris einen so großen Aufwand (nie hielt er weniger als zwey, und zuweilen gar drey Maitressen) daß er, in große Schulden gerathen, Paris verlassen mußte. Allein der Minister Lessart, der seine Fähigkeiten und Kenntnisse in Thätigkeit zu setzen wünschte, rief ihn nach der Hauptstadt zurück.

Dumourter richtete es so ein, daß der Friede mit Oestreich unmöglich fortdauern konnte. Er faßte einen umständlichen Bericht über das Verfahren des wiener Hofes, und

und besonders über die kaunigsische Note vom 18. März, ab. Diesen las er dem Staatsrathe vor, und nun wurde von diesem, unter dem Vorfize des Königs, der Beschluß gefaßt, bey der Nationalversammlung auf die Kriegserklärung anzutragen. In dieser Absicht erschien (20. April) der König von allen seinen Ministern begleitet, in der Nationalversammlung. Auch dieser las Dumourier seinen Bericht vor. Fast alle Stimmen erklärten sich nun für den Krieg, dessen Ankündigung noch in dieser Nacht genehmigt wurde. Der König von Ungern und Böhmen (dieß waren die vornehmsten Beweggründe) begünstigte, diejenigen, die sich gegen die neue Constitution empörten, öffentlich; er habe sich mit den übrigen europäischen Mächten gegen Frankreich verbunden; er setze die feindlichen Zurüstungen eifrig fort; er suche die französischen Bürger gegen einander zu bewaffnen. Diesen Beweggründen fügte die Nationalversammlung noch die Erklärung hinzu, daß die französische Nation, den durch ihre Constitution geheiligten Grundsätzen treu, nicht in der Absicht, Eroberungen zu machen, sondern bloß zur Behauptung ihrer Freyheit und

und Unabhängigkeit, die Waffen ergreife; es wäre die gerechte Vertheidigung eines Volkes gegen den ungerechten Angriff eines Königs. Hierauf antwortete man von Seiten des wiener Hofes: täglich würden alle Souveraine von Europa, durch die frechsten Ausfälle, durch die gehässigsten Verleumdungen, angegriffen; man bestrebe sich, das Gift der Verfährung und des Aufruhrs in ganz Europa zu verbreiten, und alle Regierungen umzustossen. Der Hof zu Berlin äusserte, daß er, als Mitglied des deutschen Reiches, seinen Mitständen beystehen, und seinem Bundesgenossen, dem östreichischen Monarchen, die versprochene Hülfe leisten, daß er jenen zum wiederhergestellten Besitze ihrer Rechte verhelfen müsse, und daß es überhaupt nöthig wäre, „dem verderblichen Beyeispiele, und den mordbrennerischen Unternehmungen einer unsinnigen Horde,“ ihr Ende zu bestimmen. Solche Aeusserrungen trugen freylich dazu bey, die Erbitterung der am meisten geltenden Männer zu vergrößern. Sie waren den Absichten der damaligen Minister des Königs sehr angemessen. Diese bestanden,

fast

fast aus lauter Anhängern der herrschenden Parthey, durch deren Wahl sich der König bey dem Volke beliebt zu machen hoffte. Einer derselben Lessart, beförderte die Ernennung von Dumourier, den die Furcht vor seinen Gläubigern nach Niort verbannt hatte. Lessart bezahlte seine Schulden, um ihn nach Paris zurück zubringen, und eben diesem Dumourier mußte Lessart sich opfern sehen. Alles, was man in den Werfahren des Königs noch verdienstlich fand, kam nun auf die Rechnung der Minister, deren Leitung der König völlig preisgegeben war. So warf man sich von beyden Seiten dem Ausbruche des unglücklichen Krieges mit Berethwilligkeit entgegen.

Die französische Truppen, die man gegen Oestreich an den Gränzen versammelte, sollten drey Heere bilden; die Nordarmee von 35,000 Mann, von Dünkirchen bis Maubeuge; die Centralarmee, 25,000 Mann stark, von Maubeuge bis Bittsch; die Rheinararmee, 24,000 Mann stark, von Bittsch bis Hünningen. Zu Anführern derselben wählte man

man die Generale Rochambeau, la Fayette, und Luckner. Rochambeau hatte, so wie la Fayette, die Freyheit der nordamerikanischen Colonten erkämpfen helfen. La Fayette, der seit der Niederlegung des Oberbefehls über die Nationalgarde, auf einem alten Familienfise in Auvergne lebte, wo er sich ganz dem Land- und Gartenbau widmete, war (März 1792) wieder zur Armee berufen worden. Luckner war im siebenjährigen Kriege einer der thätigsten und entschlossensten Gegner der französischen Feldherren gewesen. Der König ließ diese Generale im Staatsrathe erscheinen, um sich von dem Zustande der ihnen untergeordneten Armeen Bericht erstatten zu lassen. Rochambeau erklärte, seine Armee wäre gut bewaffnet und montirt, aber ohne Kriegszucht; er würde sich daher auch bloß auf Vertheidigung einlassen dürfen. Luckner sagte, im schlechten Französisch, die Kriegszucht bey seinen Soldaten wäre zwar nicht sehr gut; dieß habe jedoch nichts zu bedeuten; denn wenn er sich an die Spitze derselben stelle, so hätten sie vieles Feuer, und sie würden ihm überall folgen; „also  
offens



offensiv! offensiv!“ La Fayette sagte nur wenig. Ueber den Bericht, den die Generale ablegten, waren die übrigen Minister so unzufrieden, daß sie mit Narbonne, der ihn veranlaßt hatte, nicht mehr im Staatsrathe sitzen wollten. Narbonne besaß zwar, so wenig als die andern Minister, das Vertrauen der Nation; er war aber doch derjenige, der unter ihren Repräsentanten die meisten Anhänger hatte. Dieß zog ihm den Neid und Unwillen seiner Collegen zu. Seine patriotische Thätigkeit gefiel überhaupt dem Hof nicht sehr, weil sie mit seinen Plänen nicht übereinstimmte. Man beschuldigte ihn, das Auswandern der Secofficiere befördert zu haben. Narbonne sann schon auf seine Abdankung; als Rochambeau, Luckner und la Fayette ihn schriftlich bathen, seine Stelle nicht niederzulegen. Ihre Schreiben wurden bekannt, und die Minister bestimmten nun den König um so eher, dem ihnen verhassten Collegen Narbonne (9. März 1792) seinen Abschied zu geben. Luckner äusserte sich darüber sehr freymüthig. Um den Narbonne zu rächen, klagten nun dessen Freunde

den

den Lessart vor der Nationalversammlung an. Er wurde auf Befehl derselben verhaftet. Man machte ihm den Proceß. An seine Stelle trat Dumourier, der ihm seine Emporhebung zu danken hatte. Da Moleville, zugleich mit Narbonne, abgedankt hatte, wurde das Ministerium (zu Anfang des Aprils) ganz verändert; Roland übernahm die Besorgung des Innern, und Claviere die Finanzen.

Dumourier, der sich gleich anfangs als ein unternehmender Mann zeigte, schien der Königin Eigenschaften zu besitzen, von welchen sie sich Vorthell versprach. Sie stimmte sich daher zu immer größerer Freundlichkeit gegen ihn herab. Endlich widmete sie ihm ihr Zutrauen so sehr, daß sie es wagte, ihm ihre Herzensmeynung zu eröffnen. Diese hatte hauptsächlich die Befreyung von dem Joche der jacobinischen Minister zum Gegenstande; von den Ministern, welche die dem Königthume so gefährlichen Plane des Jacobinerclubs begünstigten. Schon hatte (März 1792) die königliche Leibwache den Bürgereid schwören müssen; schon war der König (29. Mäy) durch ein stürmendes An-  
dringen

dringen des Pöbels gegen die Tuilerien zur Abdankung derselben genöthigt worden. Die Garde, sagte man, hätte vom Könige und der Königin, zu einer gewissen Bestimmung, eine weiße Fahne bekommen. Ob man sie nun gleich in dem Gewölbe unter der Ecole Militaire vergeblich suchte, so drang doch die Nationalversammlung auf die Verabschiedung. Der König, der deswegen mit Recht besorgt war, wollte dem Beschlusse der Nationalversammlung seine Sanction entziehen. Aber die Minister weigerten sich das Schreiben, das seine Weigerung ankündigte, zu contrafirmiren; sie wollten ihn auch nicht in die Nationalversammlung begleiten. Sie droheten sogar, die ganze Garde würde niedergehauen werden; man würde selbst im königlichen Pallaste sich in Lebensgefahr befinden. Der König bedachte sich nun nicht weiter, die Verabschiedung seiner Leibwache zu sanctioniren. Um eine Kriegsmacht zu haben, deren man sich zur Unterdrückung des Königthums bedienen könnte, beschloß (6. Jun.) die Nationalversammlung, auf Antrieb der Jacobiner, in der Nähe von Paris 20,000 Freywillige

zu versammeln. Diese Zusammenziehung wollte der König auch nicht genehmigen. Jetzt wendete sich die Königin an Dumourier. „Befreyen sie“ sagte sie einst (Jun. 1792) zu ihm, „den König von drey Männern, die ihm gleich unerträglich sind, die ihnen im Wege stehen. Sie können sich dadurch meines Gemahls ganzes Vertrauen erwerben; sie können sich das Ministerium ganz nach ihrem Gefallen aussuchen.“ Hierauf (10. Jun.) zeigte ein königliches Schreiben der Nationalversammlung an, daß die Minister Roland, de la Motte, Claviere und Servan ihre Entlassung erhalten hätten, und Dumourier, von den auswärtigen Angelegenheiten, zur Aufsicht über das Kriegsdepartement übergegangen sey. Der König hatte sich erst gegen ihn nicht ungeneigt erklärt, zwey Beschlüsse, die für die damaligen Machthaber eine große Wichtigkeit hatten, die Verordnungen wegen der unbedingten Geiseltlichen, und wegen der Zusammenziehung von sogenannten Föderationslagern, die aus Nationalgarden gebildet werden sollten, zu genehmigen. Voll Zuversicht legte ihm Dumourier diese Decrete vor. — Wie groß war

war jedoch sein Erstaunen, als er des Königs hartnäckige Verweigerung der Sanction sah, als alle seine Vorstellungen vergeblich waren. Da er nun, als Rathgeber des Königs, das Zutrauen der Nation verlor; da er aller Aussicht, sich bey seiner Ministerstelle zu behaupten, beraubt wurde, übernahm er, das Kriegsministerium abgebend, den Oberbefehl über die Armee.

Als Kriegsminister entwarf er den Plan, den östreichischen Monarchen auf seiner schwächsten Seite, das heißt, in den Niederlanden, die, seit Josephs II Zerstörung der Barrieren, nur noch durch die Festungswerke von Luxemburg, und durch die Citadellen von Antwerpen und Namur, geschützt wurden, die den Verlust der republikanischen Verfassung, die ihnen so theuer gewesen war, noch gar nicht verschmerzt hatten, anzugreifen. Auch in Lüttich hoffte man durch die Freyheitsapostel, die man in den Franzosen zu sehen glaubte, von dem Bischofe, der die kostbaren Vorrechte der Nation unterdrückt hatte, befreyt zu werden. Die Zahl der in den Niederlanden versammelten östreichs

reichischen Truppen war nicht sehr ansehnlich. Um so leichter schien eine Unternehmung gegen die Länder an der Maas und Schelde.

Zur Ausführung dieser Unternehmung waren die Nord- und die Centralarmee unter Hochambeau und la Fayette bestimmt. Während daß Hochambeau von Valenciennes, seinem Hauptquartiere, gegen Mons und Tournay vorrückte, sollte sich la Fayette, von Sivet aus, der Stadt Namur nähern. Jetzt zeigte sich aber, daß der Geist der französischen Armee noch nicht so ganz entschieden für die Revolution gestimmt war; daß ihm vielmehr die zur Aufrechthaltung derselben nöthige Kraft und Entschlossenheit fehlte; daß sich die Häupter der Emigrirten in den schönen Erwartungen, die sie sich von der schwankenden Treue der französischen Truppen machten, nicht ganz irrten. Verschiedene französische Abtheilungen gaben Beweise von Feigheit, von Pflichtvergessenheit. Der Vortrab der Nordarmee, den Viron anführte, hatte (27. April) kaum den niederländischen Boden betreten, als, bey dem ersten Anblicke der Oestreicher, ein ganz

jes

zes Cavallerieregiment gleich davon sprengte, als gleich darauf der ganze Vortrab in der ängstlichsten Eile, nach Valenciennes zurückkehrte. Ein ähnliches Schicksal hatte Dillon, als er gegen die bey Tournay mit Entschlossenheit ihn erwartenden Oestreicher anrückte. Es entstand unter seinen Leuten ein plötzliches Geschrey: „Verrätherey! rette dich, wer kann!“ und damit eilte alles nach Lille zurück. Hier wurde Dillon, nebst einigen gefangnen Oestreichern, von den erbitterten Soldaten niedergehauen, und der Commandant der Artillerie aufgehängt. Noхамbeau schämte sich dieser abscheulichen Kriegszucht so innig; auch ärgerte er sich so sehr über Dumouriers Ministerium, daß er, nebst einigen andern Generalen, abdankte. Noch war in der Hauptsache nichts verlohren, und der den Oestreichern überlegene la Fayette konnte die Unternehmung gegen Namur als ledings fortsetzen. Allein im heimlichen Einverständnisse mit der königlichen Familie, war es ihm mit der Bekriegung der Oestreicher kein rechter Ernst, wöhlte er vielmehr die Kräfte seiner Armee, und seinen Muth, zum Kampfe gegen die Jacobiner sparen, und

und er nahm daher (1. May) bey Mansensnes, in der Nähe von Givet, eine feste Stellung.

Für Rochambeau trat erst Dillon, hernach Luckner, als Oberbefehlshaber der Nordarmee, ein. Die Rheinarmee, die bisher unter ihm stand, hatte weiter nichts gethan, als die Hohlwege bey Bruntrut bewacht. Jetzt (im May) besetzte Luckner manche Stadt in Flandern, die er aber, sobald (im Jun.) die Oestreicher erschienen, wieder räumte. So wenig benutzte man die schwärmerische Bereitwilligkeit der Franzosen, für das Vaterland zu sechten, die, anstatt 50,000 Recruten, die die Regierung verlangte, 100,000 stellten; so wenig benutzten die französischen Heere die Zeit, die ihnen die noch nicht vollendeten Zurüstungen ihrer Feinde gönnten.

Diese Feinde erschienen erst nach vier Monathen an den Gränzen von Frankreich, nachdem Franz II zu Frankfurt am Mayn (5. Jul.) zum römisch-deutschen Kaiser gewählt und (14. Jul.) gekrönt worden war. Während der zu den Krönungsfeyerlichkeiten

Galletti Weltg. 2or Th. 2 vier



bestimmten vier Tage entwarf man das Manifest, welches das Einrücken der vereinigten Truppen in Frankreich ankündigen sollte. Die erste Idee zu demselben gab Mallet du Pan. Die Ausarbeitung besorgte ein Emigrirter, unter der Leitung des Grafen von Coblenz und von Schulenburg, der Minister von Oestreich und Preussen. Der Herzog von Braunschweig mußte (25. Jul.) als Oberbefehlshaber des vereinigten Heeres, dieses Manifest, als eine Kriegserklärung, unterschreiben. Dieser Fürst hat sich keine Zusätze, und keine Veränderungen, erlaubt, und noch weniger rührt das Ganze von ihm her. Verdient er also in Rücksicht desselben einen Vorwurf, so ist es blos der, daß er sich hat bereden lassen, dieses so schlecht berechnete Manifest, im Nahmen des Kaisers Franz, und des Königs Friedrich Wilhelm, zu unterzeichnen.

Der Kaiser und der König hätten (dieß war der hauptsächlichste Inhalt desselben) bey ihrem Einrücken in Frankreich blos die Wohlfahrt desselben zur Absicht; weit entfernt, sich in die innern Angelegenheiten  
Franks

Frankreichs zu mischen, wollten sie nur dem König und seiner Familie ihre Freyheit wieder geben, wollten sie dem König die nöthige Sicherheit verschaffen, um, ohne Gefahr und Hindernisse, die zur Befestigung des Wohls seiner Unterthanen nöthigen Maßregeln ergreifen zu können; die Nationalgardien wurden hierdurch aufgefordert, sich bis zur Ankunft der östreichischen und preussischen Truppen, für die Erhaltung der Ruhe zu verwenden, und dafür verantwortlich zu seyn; diejenigen aber, die sich den vereinigten Truppen bewaffnet entgegenstellen würden, sollten, als Empörer gegen den König, als Friedensstörer, gestraft werden; eben diese Behandlung drohete man allen Generalen, Officieren, Soldaten, Municipalitäten, welche die Absicht der vereinigten Höfe nicht befördern würden; wenn aber jemand sich sogar erlauben würde, auf die Truppen derselben zu schießen, so sollte dessen Haus abgebrannt oder niedergedrissen werden; die Stadt Paris sollte sich unvorzüglich dem König unterwerfen, und ihn in Freyheit setzen; alle Glieder der Nationalversammlung, der Departemente, der Distrikte,

L 2

soll;

sollten dafür verantwortlch seyn; würden die  
 Tuilerien gestürmt, würde dem Könige und  
 seiner Familie die geringste Gewaltthätigkeit  
 oder Beleidigung zugesügt werden, so sollte,  
 zum Denkmahle einer exemplarischen, un-  
 vergesslichen Rache, die Stadt Paris einer  
 gänzlichen Zerstörung preisgegeben werden.  
 Dieser Erklärung folgte zwey Tage später  
 (27. Jul.) eine zweyte nach, die in dem  
 Falle, daß der König, die Königin, oder  
 sonst eine Person von der königlichen Fas-  
 milie, aus Paris fortgeführt werden wür-  
 de, allen Städten, und andern Oertern, die  
 sich ihrer Durchführung nicht widersehten,  
 das Schicksal von Paris ankündigte. Der  
 Ton dieser Erklärung erbitterte den Natio-  
 nalstolz der Franzosen zu sehr, als daß sie  
 nicht ganz das Gegentheil von dem, was  
 die vereinigten Höfe durch dieselbe zu bewir-  
 ken suchten, hätte hervorbringen sollen. Sie  
 war die Hauptursache von dem Unglücke der  
 königlichen Familie. Sie gab den Jacobin-  
 nern, und den Girondisten, eine erwünschte  
 Gelegenheit, dem Hass des Volkes gegen  
 das Königshaus eine stärkere Spannung zu  
 geben. „Man hätte“, sagten sie, „jezt bloß  
 die

die Wahl zwischen der alten Sklaverey und dem Ruin der Stadt Paris.

Während daß die Gemüther der Franzosen sich für den Empfang der vereinigten Truppen so ungünstig stimmten, rückte das Heer derselben den französischen Gränzen näher. Aber eben diese Truppen, die dem Könige zum Besitze setzer ehemahligen Rechte verhelfen sollten, gaben durch ihr Anrücken die Veranlassung, daß das Königthum in Frankreich um so eher abgeschafft wurde. Die listigen Jacobiner, die (18. Jun.) in ihrem Club die Aufhebung der monarchischen Regierung beschlossen hatten, bestimmten den pariser Pöbel zu einem Aufstande, der der königlichen Gewalt beynahе den letzten Stoß gab. Das Volk drang (am 20ten), unter der Anführung des Bierbrauers Sans terre, der jetzt für den abgegangnen la Fayette den Oberbefehlshaber der pariser Nationalgarde vorstellte, 4 bis 5000 Mann stark, mit allerley Mordgewehren, in den königlichen Pallast, bis in das Zimmer des nur von 4 Schweizergardisten umgebenen Königs, um die Sanction des Decrets vom

9. Nov. 1791, welches jeden Emigranten zum Tode verurtheilte, und die Wiedereinsetzung der jacobinischen Minister, zu erzutzen. Es wurden alle möglichen Schimpfreden gegen ihn ausgestoßen. Der König, der, mit einer rothen Mütze auf dem Kopfe, die ihm ein Betrunkener aufgedrungen hatte, sich an ein Fenster angelehnt hatte, versuchte vergeblich alle möglichen Mittel, sich Gehör zu verschaffen. Endlich schrie Santerre zu den lermenden Haufen: „zum Henker! wenn wir alle reden wollen, so kann man nichts verstehen, und es kann nichts kluges herauskommen; hört ihr denn nicht, daß der König reden will?“ Der König benutzte den dadurch bewirkten Augenblick des Stillschweigens, mit ziemlich fester Stimme zu sagen: ich habe geschworen, die Constitution aufrecht zu erhalten; jetzt schwöre ich ihr unerschütterliche Anhänglichkeit!“ — Nun erhoben sich aber von allen Seiten Stimmen: „oh, davon ist jetzt nicht mehr die Rede; sie haben uns das schon oft versprochen, und nicht Wort gehalten; wir wollen nicht, daß sie falsche Eide schwören sollen; entsagen sie dem Beto, und geben sie uns die patriotischen

schen

sehen Ministler wieder!" An diese Worte schloß sich wieder ein ganzer Schwall von Schimpfreden. Endlich erschien der Maire Petton, von zwey Grenadieren emporgehoben. Er bewirkte, daß Stille, daß Ehre: biethung gegen den König zurückkehrte; aber der Pöbel entfernte sich nicht so bald. Der König war über diesen Auftritt so außer alle Fassung gekommen, daß er die rothe Mütze, auch noch nach der Entfernung des Pöbels, auf dem Kopfe hatte. Er beklagte sich über die seiner Würde unangemessene Behandlung bey der Nationalversammlung; allein Petton berichtete derselben, daß sich die Nation auf eine würdige Art benommen habe, und daß keine Ausschweifungen vorgefallen wären.

Völlige Muthlosigkeit hatte sich des Königs damahls schon bemächtigt. Er hatte alle Hoffnung aufgegeben, einer gewaltsamen Unterdrückung sich widersetzen zu können. Hierzu kam sein entschiedener Widerwille gegen alle gewaltsamen Maßregeln, zu deren Gebrauche es ihm aber auch an Mitteln fehlte. Seine Garde war (30. May) verabschiedet; die Schweizer sollten mit den Li-

ntens

nientruppen vereinfacht werden; der Adel war ausgewandert. Die traurigen Folgen seiner Flucht, und die seit der Zeit erlittenen Demüthigungen und Kränkungen, verleiteten ihm jeden Gedanken an eine Unternehmung, sich zu retten, wenn sie nicht mit der größten Sicherheit für seine Familie verknüpft seyn könnte. Vergeblich entwarfen daher seine häuslichen Rathgeber einen Plan nach dem andern, ihn aus seinen bedrängten Zustande herauszureißen. Auch la Fayette schien aufrichtig entschlossen, des Königs Rettung auf alle mögliche Art zu versuchen; aber der König und seine Gemahlin konnten sich nicht entschließen, einem Manne, den sie so lange als ihren Feind betrachtet hatten, ihr Vertrauen zu schenken, und la Fayette gieng, nachdem er (28. Jun.) sich vergeblich bemüht hatte, die Nationalversammlung zu kraftvollen Maßregeln gegen die Jacobiner zu bewegen, wieder zur Armee. Mit ihm verlor die königliche Familie wieder einen gutmeynenden Anhänger mehr. Sein zweyter Nachfolger Santerre hatte den Plan gemacht, die Königin zu ermorden; er wurde aber noch zu rechter Zeit entdeckt. Seitdem beschäftigte

tigte

tigte sich aber der König beständig mit dem Gedanken an eine Ermordung, und er erwartete den Tod mit Gleichmüthigkeit. Karls I Geschichte hatte jetzt einen besondern Reitz für ihn. Der gute König wünschte, um die Ehre der Nation gerettet zu sehen, von der Hand eines Meuchelmörders zu sterben, und er vermied daher sorgfältig alles, was einem rechtsbeständen Proceffe gegen ihn zum Vorwande hätte dienen können.

Weil der König der Zusammenziehung eines Heeres von Freywilligen seine Genehmigung versagte, suchten sich seine jacobinischen Feinde auf eine andre Art eine bereitwillige Kriegsmacht zu verschaffen. Sie versammelten alle entlaufene oder fortgeschickte Soldaten, die, unter dem Nahmen der föderirten, bey Paris ein Lager bildeten. Sie zogen die berühmte marseiller Bande herbey. Diese Leute, deren Anzahl zu Anfang des März sich schon auf 750 Mann belief, bekamen zuerst täglich 6 Livres, hernach aber nur 40 Sous. Ihr Befehlshaber war ein Ludwigskitter, dem sie bey ihrer Annahme einen blinden Gehorsam zuschwören mußten.

Er



Er selbst erhielt seine Befehle von dem geheimen Ausschusse der Jacobiner. Diese brauchten alle Verführungskünste, die Linientruppen für ihre Sache zu gewinnen. Die Garnison zu Nancy hatte sich aufrührerisch bewiesen, und das Schweizerregiment zu Chateauroux; Vieux hatte sich an die Auführrer angeschlossen. Die Nationalversammlung verurtheilte die Anstifter zu dem Galeerendienste in Hafen von Brest. Allein die Jacobiner ertrozten einen Beschluß, durch welchen die Verhafteten ihre Freyheit wieder erhielten; und nun wurde ihnen auf dem Marsfelde ein Triumphschmauß gegeben.

Im Vertrauen auf die Förderirten, die sich täglich vermehrten, arbeiteten die Jacobiner mit entschlossener Emsigkeit an der Ausführung ihres, die Abschaffung des Königthums, bewirkenden Planes. Diejenigen, die diese Ausführung hauptsächlich leiteten, waren Petion, Manuel und Brissot. Die beyden erstern wurden zwar von der Section, oder dem Gemeinderathe von Paris, mit Genehmigung des Königs abgesetzt; allein Brissot erkühnte sich (9. Jul.) den König und

und seine Minister (jener war sechs Tage vorher schon von Bergniaud förmlich angeklagt worden) vor der Nationalversammlung der Treulosigkeit gegen die Constitution zu beschuldigen. Die Minister mußten am folgenden Tage (10. Jul.) ihren Abschied nehmen, und Pétion und Manuel wurden dagegen (13. Jul.) wieder in ihre Stellen eingesetzt.

Zur Beförderung des jacobinischen Planes, nicht nur den königlichen Thron, sondern auch die neue Constitution umzustürzen, und, unter dem Scheine der Freyheit und Gleichheit (zwey dem gemeinen Volke so schmeichelnde Mahnen!) eine republikanische Verfassung, oder vielmehr die Herrschaft einiger weniger, zu befestigen, diente auch das Bundesfest der Förderitten am 14. Jul. Diese hielten am Tage vorher, ihren Einzug in Paris. Ihr Anblick verursachte unter den gutdenkenden Einwohnern der Hauptstadt eine so schreckenvolle Besorgniß, daß ihr Muth, etwas für die Rettung des Königs zu thun, ganz niedergeschlagen wurde. Der arme Ludwig war jetzt, gleichsam von allen redlichen Männern

Männern getrennt, auf allen Seiten von kraftlosen Schwachköpfen, oder von listigen Bösewichtern, umgeben. Wie sollte er da gerettet werden? Schon am 17ten wurde er wieder in der Nationalversammlung treuloser Absichten gegen die Constitution, und des Einverständnisses mit Frankreichs Feinden, beschuldigt. Eben damahls (19. Jul.) verabredeten Franz II und Friedrich Wilhelm II, zu Maynz, den Operationsplan gegen Frankreich. Elf Tage hernach hielten die marseiller Vanditen ihren Einzug in Paris. Vergebens drang der König (31. Jul.) auf ihre Entfernung; vergebens ließ er die Gärten der Tuileries schließen. Die Nationalversammlung befahl, sie wieder zu öffnen; sie ließ einen derselben für sich in Besitz nehmen. Noch wagt der König (3. Aug.) einen muthvollen Versuch, die Nationalversammlung zur gemeinschaftlichen Aufrechthaltung der Constitution aufzufordern; aber in eben der Versammlung trug Petton, im Nahmen der Stadt Paris, auf die Absetzung des Königs an, und als sein Antrag von der Mehrheit der Stimmen verworfen wurde, wollte ihn die geheime Commission der Jacobin-

ner,

ner, durch einen Volksaufstand durchsetzen. Die Anstalten zu demselben wurden ganz öffentlich gemacht, und dennoch von der Municipalität nicht gehindert. Petion ließ sich von einem Pöbelhaufen verhaften, damit er einen Vorwand hätte, nichts zu thun. Er ließ das Gerücht verbreiten, daß er von den Anhängern des Königs ermordet worden sey, und die Wuth des Volkes wurde dadurch noch mehr gereizt.

Am Morgen des zehnten Augusts rief, der getroffenen Verabredung gemäß, die Sturmlocke die Einwohner der Vorstädte St. Antoine und St. Marceau ins Gewehr, um, an die Mörderrolle der Föderirten sich anschließend, den Pallast der Tuilerien zu bestürmen. Der Hof war auf diesen Angriff vorbereitet. Der König musterte seine Schweizergarde, und fragte sie, ob sie zu seiner standhaften Bertheidigung bereit wäre. Die Bataillone von der Nationalgarde, die die Tuilerien bewachten, waren sehr gut für den König gesinnt. Ihre Officiere waren ihm völlig ergeben. Was hätten diese, in Verbindung mit der Schweizergarde, mit den  
Edels

Edelleuten und den Royalisten, welche haufenweise herbeeilten, zur Rettung der königlichen Familie nicht thun können! Wie entscheidend wäre vielleicht die Hülfe von 3000 Schweizern, die herbeyrücken sollten, gewesen! Aber es fehlte auch jetzt dem guten Ludwig an kraftvoller Entschlossenheit. Er that, von seinen Hofleuten verleitet, manches, wodurch er sich das Zutrauen des Volkes entzog. Als er, umringt von einigen Grenadieren der Nationalgarde, und von seinem adlichen Gefolge, im Garten der Tuilerien, durch die Glieder der Schweizer und der bewaffneten Bürger gieng, wurde der Ausruf: „es lebe der König!“ den einige Schmeichler ausbrachten, nur einzeln wiederholt. Dieser Ausruf erregte den Unwillen der Nationalgarden, die dafür immer die Nation hochleben ließen. Das adliche Gefolge des Königs, welches das „vive le roi!“ immer fortsetzte, ärgerte die Nationalgarden so gewaltig, daß sie, zu dem Könige sich hindrängend, ihn fragten: ob er denn glaubte, daß ihn die Hoffschranzen besser, als sie, vertheidigen würden? Allmählig zog der größte Theil der im Garten aufgestellten

gestellten Nationalgarden ab, und viele Kanoniere verließen ihre Kanonen. Sie verstärkten die Gegenparthey des Hofes.

Der Oberbefehlshaber der pariser Nationalgarde war erst, seit la Fayette's Entfernung, Mandat, ein rechtschaffener, von den ihn untergebenen Leuten sehr geachteter Mann. Dieser hatte in der Nacht vom 9. 10. Aug. die zweckmäßigsten Anstalten getroffen, den Ausbruch des bevorstehenden Aufstandes zu verhindern, als er, um 4 Uhr des Morgens, plötzlich vor das indessen neugeschaffne Collegium der Vorsteher der Gemeinde von Paris vorgerufen, und mit den bittersten Vorwürfen der Verrätherey, mit der Beschuldigung, daß er den Mord des Volkes zur Absicht hätte, empfangen wurde. Man befahl ihm, ohne seine Vertheidigung zu hören, sich zu entfernen. Er gehorchte, aber auf der Treppe schoß ihm ein gedungener Bösewicht eine Kugel durch den Kopf, brachten ihm andre verschiedene Stiche bey. An seine Stelle trat der Bierbrauer Santerre, als Oberbefehlshaber der Nationalgarde. Mandat, der, als er die Tuilerien verließ, gleich

wies

wieder zurückzukommen hoffte, hatte keinem von seinen Staatsofficieren den einstweiligen Oberbefehl aufgetragen. Um so leichter war es den Feinden des Hofes, Verwirrung und Uneinigkeit unter die Nationalgarden zu bringen.

Die königlichen Minister ersuchten, als der Zug der Vorstädter und Marseller (10. Aug.) näher rückte, die Nationalrepräsentanten, die sich indessen versammelt hatten, den König mit einer Deputation von ihren Mitgliedern zu umringen; die Versammlung genehmigte aber dagegen den Vorschlag, daß der König, nebst seiner Familie, sich in ihre Mitte begeben sollte. Petion, den der Hof gleichsam als Geißel in Schlosse behalten wollte, wurde von der Nationalversammlung abgerufen. Hierauf forderte Röderer, damaliger Procurator, Syndicus des Departements von Paris, den König auf, dem Verlangen der Nationalrepräsentanten Gnüge zu leisten. Ludwig wankte, aber seine Gemahlin bestimmte ihn, zu bleiben. Röderer schilderte ihnen hierauf die mit ihrem längern Hierbleiben verbundene Gefahr. Di:  
Könl.

Königtn meynte, es fehle nicht an Leuten, die das Schloß vertheidigen würden. Als man sie auf die Pflicht, das Leben des Königs und seiner Familie keiner Gefahr auszusetzen, hinwies, rief sie: „wie, der König soll sich in die Nationalversammlung gerade zu der Zeit, wo man sich über seine Absetzung berathschlagt, begeben?“ Röderer erklärte endlich dem König so dringend, man müsse alles befürchten, daß dieser seine Familie aufforderte, ihm in die Nationalversammlung zu folgen. Der König wurde von Nationalgarden und Schweizern begleitet. Der Officier der Nationalgarde, der über die Bedeckung den Befehl führte, gieng vor aus, um dem Volke, das auf der Terrasse stand, zu sagen, daß der König und seine Familie einem Beschlusse der Nationalversammlung zu folgen, im Begriffe wären, und daß kein Soldat den von ihm besetzten Boden betreten sollte. So näherte sich der König, nebst seiner Familie, nur von wenigen begleitet, der Versammlung. Aber man gab ihm auf diesem Wege mehrere Beweise von der höchst ungünstigen Meynung, die das Volk von seiner Gemahlin hegte. Der

Galletti Weltg. 2or Th. M König



König setzte sich in der Versammlung anfangs neben dem Präsidenten hin; man wies ihm aber bald die für die Zeitungsschreiber bestimmte Loge an. Gleich nach der Entfernung des Königs schlichen sich seine adelichen Hofleute, in ihre Ueberzüge eingehüllt, gleichfalls fort.

Nach der Entfernung des Königs erhob sich ein schrecklicher Sturm gegen die Tullerrien. Die zur Vertheidigung derselben aufgestellten 1600 Schweizer, die nicht eher schossen, als bis es ihnen die Gegenwehre zur Pflicht machte, hielten sich so brav, daß sie auf 200 tödteten, und 300 verwundeten. Aber bald sahen sie sich von den Nationalgardien, deren Weiber und Kinder sich unter dem andringenden Haufen befanden, verlassen. Ihre Kräfte wurden endlich erschöpft; ihre Munition war verschossen. Sie warfen, um Gnade flehend, ihre Waffen weg. Aber nun wurden vom wüthenden Pöbel gegen 900 derselben auf eine schreckliche Weise niedergemetzelt. Die Leichen der Officiere mißhandelte man auf die schändlichste Weise. Alles, was im Schlosse war, wurde niedergestos-

gestoßen, das Schloß rein ausgeplündert, und zum Theil angezündet. Den ganzen schrecklichen Auftritt rechtfertigte man nun durch den Vorwand, daß die Royalisten mit einer Gegenrevolution umgegangen wären, daß die Schweizer zu erst geschossen hätten.

Während des mörderischen Vermeres that Petion der Nationalversammlung den Vorschlag, die Nation, bey der gegenwärtigen Gefahr, aufzufordern, so schnell als es möglich wäre, zur Wahl einer neuen Repräsentanten-Versammlung zu schreiten, und den König, bis zur Ankunft derselben, seines Amtes zu entsetzen. Dieser Vorschlag erhielt sogleich die Genehmigung, und Ludwig wurde seitdem in der Gitterloge, in der er alles dieß mit einer unbegreiflich scheinenden Gleichmüthigkeit angehört hatte, genau bewacht. Zwey Tage hernach (12. Aug.) brachte man ihn, auf Manuels Vorschlag, mit seiner Familie, nach dem sogenannten Tempel, einem hohen, mit Mauern umgebenen Gebäude der ehemahligen Tempelherrn, wo man ihn, von allen seinen treuen Dienern entfernt, einsperrte. Als er dahin fuhr, saßen Petion, und noch ein anderer

Munttpalbeamter, in seinen Wagen, und das an den Seiten der Straßen stehende Volk schimpfte und drohete.

Am Tage nach dem Sturme der Tuilerien (11. Aug.) wurden noch viele Königsfreunde auf dem Greveplaze ermordet, und mehrere Tausend verhaftet. Um der gewaltsamen Vertilgung der Royalisten eine rechtliche Form zu geben, wurde (17. Aug.) von dem Gemeinderathe von Paris, gegen welchen die Jacobiner den alten vertauscht hatten, ein neues Blutgericht angeordnet. Präsident desselben war Robespierre, seitdem der tyrantische Alleinherrscher der Franzosen.

Guillot Maximilian Robespierre, zu Arras der Sohn eines verarmten Advocaten, und zuerst Chorsänger, wurde, wegen seiner Fähigkeiten, dem dasigen Bischof von seinen Lehrern so gut empfohlen, daß er ihn, in seinem Pallaste, unter seiner Aufsicht erziehen ließ. Der muntre Knabe genoß hier, unter dem verderbten Hofgesinde des Bischofs, alle Freyheit verzogener Kinder. Seine unzähligen Schurkenstreiche gal-

ten

ten lange Zeit für Kindereyen, bis endlich der Bischof von seiner Bosheit so sehr überzeugt wurde, daß er ihn von sich entfernte. Er verschaffte ihm eine Freystelle im St. Louis Collegium zu Paris. Hier brachte Robespierre 9 Jahre zu, und so sehr als man seine Talente bewunderte, so sehr verabscheute man seinen finstern, trostigen, rachsüchtigen Charakter. Er widmete sich hierauf der Rechtswissenschaft. Aber schon als Mitglied der ersten Nationalversammlung zeichnete er sich als einer der grimmigsten Königsfeinde aus. Seit der Absetzung des Königs war er in den Augen des gemeinen, von den Jacobinern verblendeten Volkes, der Retter der Nation, ihr Abgott; er, der für niemand, selbst für seine Geschwister, keine freundschaftlichen Gefühle hegte. Seine Parthey im Convente erhob sich allmählig zu einem fürchterlich gebietenden Colosse, und bey den Jacobinern galt nur sein Wille. Und dieser furchtbare Mann war klein und häßlich; er hatte eine schwarzgelbe, gallfüchtige Gesichtsfarbe; seine tiefliegenden, trüben Augen blinzelten beständig; eine Folge convulsivischer Bewegung, die ihm krampfstillende Mittel

unents

unentbehrlich machten. Eben deswegen dreh-  
te sich auch sein Hals oft von einer Seite  
zur andern, waren seine Hände und Schul-  
tern in steter Bewegung. Dabey konnte er  
niemanden gerade ins Gesicht sehen. Durch  
eine zierliche Kleidung, durch eine sorgfälti-  
ge Frisur, suchte er die Fehler seines Kör-  
pers etwas zu verbergen. Seiner an sich  
rauen und schreyenden Stimme wußte er  
durch seinen Provincial: Accent eine größere  
Annehmlichkeit zu geben. Seine Declama-  
tion blieb sich nicht gleich. Arm an Ideen,  
aber desto reicher an Spitzfindigkeiten, ent-  
wickelte er in seinen Reden ein Gewebe von  
Gemeinsätzen über Tugend, Verbrechen, Vers-  
chwörung. Noch mehr nach literarischem,  
als nach politischem Ruhme begierig, unter-  
nehmend und doch zugleich furchtsam, ließ er  
sich nicht ungern einen Tyrannen schelten.  
Schwach und doch rachgierig, mäßig und  
doch sinnlich, keusch aus Temperament, und  
dennoch aus Eitelkeit die Gunst der Schönen  
erobernd, gab er sich oft dem stärksten Arge-  
wohn und Mißtrauen preis.

An Robespierre schloß sich ein Danton,  
ein Marat, an. Georg Jacob Danton zu  
Arcis

Arzis sur Aube, im ehemahligen Champagne (1759) geboren, von seiner Jugend an in Paris, und Advocat, nahm vielleicht mehr, als jeder andre, an den schrecklichen Auftritten des zehnten Augusts Theil. Er war an diesem Tage Justizminister. In der Folge (20. Sept.) vertauschte er dieses Amt gegen die Stelle eines Volksrepräsentanten, und die Abschaffung des Königthums war der Hauptgegenstand seines Bestrebens. Ihm brachte er eine große Menge Royalisten zum Opfer. Auch dieser schreckliche Mann vereinigte in seinem Charakter mehrere einander widersprechende Eigenschaften; Unvernunft und Kraftlosigkeit mit Klugheit und Kühnheit, Grausamkeit, Nachsicht, Wuth, mit Mitleiden, Theilnahme, Sanftmuth. Bey dem besten Willen erlaubte er sich die verabscheuungswürdigsten Maßregeln. Arm an Kenntnissen, aber reich an Fähigkeiten, an Scharfsinn, an Phantasie, an Erfahrung, hielt er kurze, aber gedlegene, eindringende Reden, deren Eindruck durch seine Stentorsstimme, durch seine furchtbare Miene, durch seine lebhafteste Geberdensprache, mächtig verstärkt wurde. Und dieser hinreißende Redner war

des

des Niederschreibens seiner Gedanken unfähig. Von seinem gedrungnen, nervigen Körper, von seinem feurigen Temperamente, wurde er zur Schwelgerey, zur Wollust aufgefördert. Als Privatmann zeigte er sich offenherzig, dienstwillig, freygebig, ohne Haß, ohne Nechtsucht, zeigte er sich populär aus Gewohnheit. Vorzüglich geistete er, so wenig er es auch verdiente, nach dem günstigen Urtheile des gebildeten Publicums.

Verabscheuungswürdiger und boshafter, als Robespierre und Danton, war Marat, aus dem Bezirke von Neuschatel (geb. 1744), vor der Revolution ein unwissender, marktshreyerischer Arzt, hernach ein sinnloser Politiker, ein kenntnißarmer Schriftsteller, der das Journal, das er herausgab, nur durch die schändlichsten, mit entseßlicher Frechheit vorgetragenen Ideen und Grundsätze zu heben suchte; der, während er die Wiederherstellung der Monarchie in Vorschlag brachte, die Fackel des Bürgerkrieges immer stärker entzündete; der auschweifendste Mensch, der entscheidendste Bösewicht, mit einer abschreckend häßlichen, verzerrten Gesichtsbildung. Durch sein unsinnliches

ges

ges Geschrey in den Versammlungen der Sectionen bekannt, schien er der orleanischen Parthey gerade der Mann, wie sie ihn brauchte, wurde er von Danton erkaufet, geleitet.

An diese Häupter der jacobinischen Parthey reiheten sich noch einige andre an, die es sich besonders angelegen seyn ließen, die jacobinische Schwärmerey durch ihre Reden und Journale zu verbreiten. Solche Männer waren Brissot, Carra, Gorsas. Brissot, ehemals mit dem Veynahmen de Warville, aus der Nachbarschaft von Chartres (geb. 1754) zeigte frühzeitig eine so ausgezeichnete Anlage zur Taschendieberey, daß man diese Kunst mit seinen Nahmen (brissotot) belegte, daß man die Gewandtheit in der Täuschung brissotage nannte. Seine Gewandtheit und Erfahrung in diesem Fache brachte ihn in den Dienst des berühmten Policeyministers le Noir, verschaffte ihm die Stelle eines französischen Staatspions in Amerika. Diese both ihm die Materialien zu seiner Geschichte von Nordamerika dar. Um in Amerika desto glücklicher zu täuschen, nahm er die Maske eines Quäkers



fers vor. Seitdem war in seiner Kleidung und in seinen Sitten die Einfachheit herrschend. La Fayette, der ihn in Amerika kennen lernte, ließ ihm seine Unterstützung angedeihen. Sein „französischer Patriot“ trug zur Verbreitung des jacobinischen Unwesens sehr viel bey.

Carra, von seinem Onkel, einem Jesuiten, erzogen, aber wegen seiner Diebereyen frühzeitig verdächtig, machte zu Wien und Berlin theils den Sprachmeister, theils den Staatspion. Er war auch einige Zeit lang Secretär des Hospodars der Moldau. Dies brachte ihn auf den Gedanken, eine Geschichte der Moldau und Walachey zu schreiben. Hierauf wurde er bey der Nationalbibliothek angestellt, und er gab sich, als einer der wüthendsten Jacobiner, alle Mühe, dem Haß gegen die Königin, und das Haus Oestreich, die höchste Spannung zu geben.

Gorsas, der Sohn eines Schullehrers zu Versailles, sollte, als Mörder seines Vaters, mit dem Tode bestraft werden, als diese Strafe, durch die Fürsprache des Herzogs

zog

zogs von Pölsignac, an welchen sich einer von seinen Verwandten gewendet hatte, in lebenslänglichen Galeerendienst verwandelt wurde. Die durch Toulouse gehende Gesandtschaft des Tippu Saib verhalf ihm zu seiner Freiheit; aber unter der Bedingung, sich von Versailles 40 Meilen entfernt zu halten. Die Revolution bewirkte seine Rückkehr nach Paris. Hier sammelte er, zum Dienst für Orleans, manchen von seinen ehemahligen Galeerenfreunden. Lange hatte seine Zeitung „der Courrier der 83 Departements“ die jacobinischen Grundsätze zu verbreiten gesucht, als er erst von den Jacobinern in ihren Club aufgenommen wurde, und nun brauchten diese sein Journal, das Volk zum Aufruhr und zum Mord zu reizen, und alle Anklagen gegen den König, die Minister, und die Generale, in demselben niederzulegen.

Neben diesen Hauptbeförderern des jacobinischen Greulsystems spielten auch Chabot und Merlin von Thionville bedeutende Rollen. Chabot, der Sohn eines Beckers, in einem Jesuitercollegium erzogen, spielte mit

mans

manchem Weibe und Mädchen einen Roman, bis er, um für seine Sünden zu büßen, in den Capuzinerorden trat. Aus einem Mönch ward er, nach der Revolution, erst Capitain einer Compagnie der Nationalgarde, hernach Caplan des Bischofs Gregoire, und endlich Mitglied der zweyten Nationalversammlung. Unter den Jacobinern zeichnete er sich, durch seinen Eifer für die Abschaffung der monarchischen Regierung, besonders aus. Er gieng aus einer Section in die andre, um das Volk zum Aufruhr zu reizen; er ließ in der Nacht vom 9ten bis 10ten August die Sturmglocke anziehen; er that in der Nationalversammlung den ersten Vorschlag zur Absetzung des Königs. Merlin, eintze Zeit Abbé, hernach Unterlehrer in einer Vorstadtsschule, that sich als Mitglied des Jacobinerclubs bald so sehr hervor, daß ihn derselbe seinen Auserwählten zugesellte, und sein jacobinischer Eifer gieng so weit, daß er sogar seinen Vater, als einen Feind der Republik, angab.

Schade, daß ein Mann, wie Condorcet, sich der Theilnahme an den Planen solcher

cher Leute nicht entzog. Von einem alten Geschlechte zu St. Quintin (geb. 1741) und vor der Revolution Marquis, zeichnete er sich, als philosophischer und mathematischer Schriftsteller, so vortheilhaft aus, daß er (1769) Mitglied der pariser Akademie, und (1773) Secretär derselben wurde. Man schlug ihm, wie man sagt, die Stelle eines Hofmeisters des Dauphins ab. Dieß machte ihn aus einen Aristokraten zum Republicaner. Dennoch trauten ihm die Jacobiner so wenig, daß sie ihn nur aus dem Grunde, weil einige von ihnen seine Gattin sehr liebenswürdig fanden, in ihre Mitte aufnahmen. Er gehörte zur Parthey der Girondisten. Seine republikanischen Gesinnungen äusserte er vornehmlich in seiner Chronik von Paris.

Durch Häupter der jacobinischen Parthey, durch Robespierre, Danton, Marat und ihre Gehülfen, unter welchen sich vornehmlich Collot d'Herbois, ehemals ein Schauspieler, auszeichnete, wurden alle diejenigen, die die königliche Regierung gerettet zu sehen wünschten, auf eine höchst unbarmherzige Art aus der Welt geschafft, wurde

de

de der König und seine Fammlite ihrer wüthenden Königsfeindschaft geopfert, wurde der schrecklichste Despotismus über die französische Nation verhängt. Der Einführung desselben den Weg zu bahnen, rechtfertigte sich (19. Aug.) die Nationalversammlung gegen desjenigen, was am zehnten August vorgefallen war. An eben dem Tage (26. Aug.) an welchem sie alle Geistlichen, die den Bürgereid verweigerten, als treue Anhänger des Königthums, aus dem Reiche verbannte, scheute sich Berniaud nicht, ein Corps von Tyrannen; Mördern in Vorschlag zu bringen. Dieser wurde zwar nicht angenommen, aber dagegen erlaubte sich zwey Tage hernach (28. Aug.) die Nationalversammlung die grausame Maßregel, zur Auffindung der Königsfreunde, in Paris eine allgemeine Haussuchung zu veranstalten. Man verfuhr bey derselben mit der größten Sorgfalt. Am Ende einer jeden Straße bildeten Nationalgardien eine Kette. Auf der Seine fuhren Schiffe mit Bewaffneten umher. Auf allen zum Fluß führenden Treppen, auf allen Rayen, standen Schildwachen. Die Barrieren wurden genau bewacht. So war es,  
nach

nach 10 Uhr des Abends, nicht mehr möglich, ausserhalb seiner Wohnung zu seyn; so konnten die, die man suchte, nicht entweichen. Drey Tausend Personen wurden sogleich in die Gefängnisse geschleppt, und die Zahl dieser Unglücklichen vermehrte sich täglich.

Bald kamen jedoch die Tage, (2 — 7. Sept.) wo diese Unglücklichen, mit der entsetzlichsten Justizform, gemordet wurden. Die Volksrepräsentanten, welche die Aufsicht darüber führten, saßen, vor den Thoren der Gefängnisse, an großen Tischen, auf welchen Papiere, Tabackspfeifen, Säbel, Boutellien und Gläser unter und über einander lagen. Die Verhafteten führten schrecklich aussehende Menschen herbey, die mit Säbeln, Pistolen, Keulen bewaffnet waren, deren Hände und Arme noch die blutigen Spuren ihrer Henkerbeschäftigung zeigten. Anstatt die Vertheidigung derer, die man zum Schein verhörte, mit gesetzlicher Ruhe zu untersuchen, erlaubte man sich über dieselbe noch einen unmenschlichen Spott. Bald lernten diejenigen, denen ihr trauriges Loos noch bevor

Bevorstand, die Sprache ihrer Henker verstehen. „In die Abtey, nach la Force!“ kündigte das Todesurtheil, und „es lebe die Nation!“ die Vollziehung desselben, an. Die in dem Gefängnisse noch zurückbleibenden hörten, ihre Todesstunde erwartend, das Röcheln ihrer sterbenden Mitbrüder, die klirrenden Dolche, und die dumpfen Keulenschläge, vermische mit dem Brüllen der Ungeheuerrotte, die, im Blute wadend, neue Opfer forderte.

Das unmenschliche Morden verbreitete sich auch über die Schwelzer, die, seit dem 10. August, in der Abtey saßen, über 5 bis 600 Geistliche, die in dem Gefängnisse des Carmeliterklosters eingesperrt waren. Die Zahl aller auf diese Art Hingerichteten belief sich auf 7000. Haupturheber dieser Mordscenen war, außer Danton, der Maire Petton. Dieser, in seinen jüngern Jahren ein, das Recht mißbrauchender Advocat, hatte durch seine Ränke es durchgesetzt, daß er, anstatt des wackern la Fayette, zum Maire von Paris gewählt worden war. Dieser erschien, zwey Tage vor diesen Mordscenen, an der Spitze

Spitze der pariser Municipalität, vor der Nationalversammlung, und einer von seinen Begleitern äusserte laut: „wir haben die Geistlichen verhaftet, und in mehrere Häuser vertheilen lassen; in wenig Tagen wird der Boden der Freyheit von ihnen gereinigt seyn.“ Orleans hatte unter den Opfern dieser grausamen Justiz einen Gegenstand von besondrer Wichtigkeit; die in la Force verhaftete Prinzessin von Lamballe, die Oberhofmeisterin der Königin, deren Vermögen er erbt. Aber im höchsten Grade verabscheuungswürdig war die Behandlung ihres Körpers. Ihr Kopf wurde in den Tempel gebracht, und Ludwig mußte, ihn zu sehen, an das Fenster treten. Man trug ihn hierauf zu Orleans, der ihn mit stiller Kälte betrachtete.

Die Mitglieder des Gemeindeausschusses, welche die Aufsicht über diese Hinrichtungen führten, ein Villaut, Varennes, ein Manuel u. s. w. mischten unter den vielen Branntwein, den sie unter ihre Henker gesellen ausschelten, Schießpulver. Villaut gieng, mit der Municipalitätsherpe geziert, Galletti, Weltg. 207 Th. D über



über Haufen von Leichnamen, in die Abtey, und sagte zu den schrecklich beschäftigten Mördern ganz kalt: „brave Bürger! ihr vertilgt, wie ich sehe, diese Elenden! ihr thut eure Pflicht, und verdient die größte Belohnung!“ Manuel forderte in einem durch das Stegel des Justizministers Danton bekräftigten Schreiben, alle Departementsräthe zu einer ähnlichen Ausrottung der Vaterlandsverräther auf, und diese Aufforderung veranlaßte zu Lyon, und in andern großen Städten, die Hinrichtung von vielen unschuldigen Leuten, die das Unglück hatten, für Gegner des jacobinischen Systems zu gelten. Um diese Zeit war es, daß man, um die Verurtheilten schneller aus der Welt zu schaffen, die Guillotine einführte. Sie erhielt ihren Nahmen von dem Arzte Guillotin, einem Mitgliede des Convents, der, als er wegen der Beschleunigung der Hinrichtungen befragt wurde, dieses schon weit früher bekannte Werkzeug in Vorschlag brachte. Aber der Kummer über den schrecklichen Mißbrauch desselben machte ihn unglücklich. Die marseiller Mörderotte holte sogar (9. Sept.) 56 Staatsgefangne, von Orles

Orleans nach Versailles, um sie daselbst ihrer Wuth aufzuopfern. Unter diesen befanden sich die ehemahligen Minister Lestart und Brissac. Montmorin war schon früher ein Gegenstand derselben.

Viele von den Unmenschen, welche zu Paris, und an andern Orten, diese Wortszenen herbeigeführt hatten, traten nun als Mitglieder in die neue Versammlung, durch welche die französische Nation repräsentirt werden sollte. Die Wahl derselben hatten die Jacobiner durch ihre Ränke zu bewirken gewußt. Durch die Schreckensnachrichten, die sich von Paris in die übrigen Gemeinden verbreiteten, wurde mancher redliche Mann bewogen, sich in seinem Hause zu verbergen, und sich der Theilnahme an den Wahlversammlungen zu entziehen. Um so eher konnten die Jacobiner ihren Einfluß auf dieselben geltend machen, konnten sie durch ihre verführerische Darstellung der republicanischen Freyheit und Gleichheit immer mehrere Leute gewinnen; konnten sie gerade ihre leidenschaftlichsten Anhänger wählen lassen. Aller ihrer ränkevollen Bemühungen unges

achtet, bestand doch kaum der dritte Theil der Repräsentanten der Nation aus Mitgliedern des Jacobinerclubs. Diese waren jedoch schon hinlänglich, dem Gang der Verhandlungen die ihren Planen angemessene Richtung zu geben. In dem Jacobinerclub war gewöhnlich alles das, was in dem Convente verhandelt werden sollte, schon vorbereitet. Die etwas vortragenden Hauptter derselben konnten mit Sicherheit auf den lebhaftesten Beyfall, auf die kraftvollste Unterstützung ihrer Meynung, rechnen. Die Hindernisse waren schon vorher aus dem Wege geräumt. Es war gewöhnlich schon vorher ausgemacht, wer Präsident, wer Secretär werden sollte. Die Canzley des Convents befand sich im Einverständnisse mit den Jacobinern. Man verschaffte sich das durch die Gelegenheit, Gegenstände von Wichtigkeit nur in dem günstigsten Zeitpunkte der Verhandlung zu unterwerfen, und eben diese Verhandlung willkürlich zu schließen. Man konnte, in bedenklichen Fällen, sich durch den Mißbrauch der Präsidenten Vorrechte helfen. Dieß war der Geist der neuen Versammlung, der sogenannten Nationalconvention

tion

tion, welche die Stelle der (21. Sept. 1792) aufgelöseten zweyten oder gesetzgebenden Nationalversammlung einnahm. Sie wurde, unter des Präsidenten Petion Vorſiße, in den Tuileries eröffnet. Diese äusserte ſogleich als ihren Hauptzweck die Abſchaffung des Königthums, und die Aufhebung der bisherigen Constitution.



Bier-